

VERDAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 26.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 7. Juli 1890.

Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.
in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. ö. W. inkl. Stempel.

36. Jahrg.

Eine Vergangenheit.

Novelle von Ch. Zoeller-Kionheart.

(Fortsetzung von S. 235.)

Nachdruck verboten.

Karl hatte instinktiv gefühlt, daß er „nein“ sagen müsse. Er zog aus seiner Diskretion aber auch gleich den richtigen Nutzen, indem er der Baronin den Vorgang in einer Weise berichtete, die ihn in bengalische Beleuchtung setzte. Auf Ernas kreideweißem Gesicht flammte es dunkelrot auf. Ihren Diener zum Mitwisser! Jetzt schon „zwei“ käufliche Seelen! O, es war kaum zu ertragen! Und doch, sie mußte dem Manne noch Dank wissen, daß er sich so geschickt benommen, so klug herausgefühlt, wie er zu antworten hätte. Seine Nähe, nach dieser Demütigung ihres Frauenstolzes, würde sie auf die Dauer nicht ertragen können. Als sie die paar Schritte bis zum Droschkenstand gingen, rief sie den hinter ihr Hirschreitenden an ihre Seite. „Karl, Sie haben zu Lebzeiten meines Mannes das Landleben geliebt und sich schwer entschlossen mit zur Stadt zu kommen. Der Kastellanposten auf Schloß Biersberg wird frei. Ich möchte mich durch diesen für Ihre treuen Dienste erkenntlich zeigen,“ sagte sie, ohne die Augen zu erheben.

„Ich danke der Frau Baronin ganz ergebenst,“ erwiderte er mit einer Entschiedenheit, die, trotz aller Unterwürfigkeit, doch vollkommene Selbständigkeit ausdrückte. „Ich habe mich seither an das Großstadtleben zu sehr gewöhnt, um fortgehen zu mögen. Wenn Frau Baronin mich aber zu belohnen wünschen, so wäre ich für eine Aussteuer und freie Wohnung für Manette und mich sehr dankbar, damit wir uns sofort heiraten könnten.“

Die kaltblütige Unerschämtheit des Mannes zeigte ihr deutlich, wie hoch er den kleinen Dienst veranschlagte. Nun wurde auch eine dritte Person, ihr Kammermädchen, das sich über so viel Huld wundern mußte, am Ende noch mit ins Geheimnis gezogen. Das furchtbare Netz zog sich immer dichter um sie zusammen.

Im Wagen betastete sie ängstlich ihre Brust. Dort waren ihre Schätze sicher geborgen. Ohne diese schrecklichen Beweise brach ja jede Anschuldigung in sich zusammen, prallte an ihrem unantastbaren Ruf ab. Also fort mit allen Sorgen!

Zu Hause stürzte sie in ihr Zimmer, schloß die Thür hinter sich ab, zündete eine Kerze an und verbrannte alle sechs Schriftstücke nacheinander, bis sie Asche waren.

„Gott sei Dank, nun kann ich wieder aufatmen,“ seufzte sie befreit.

Am Abend fand Klaus von Berge eine hingebend zärt-

liche, von Witz und guter Laune übersprudelnde Braut. Ja zuweilen streifte ihre Heiterkeit an mädchenhaften Uebermut, mit dem sie die brummige Schmachthahn aufzog und neckte, die sich, in Watte und Umschlagtücher eingewickelt, im Rollstuhl hatte hineinschieben lassen, um Anstandsdame während der Mahlzeit zu spielen. „So mußt du auf unsere Hochzeit kommen mit den Tanzschuhen, gelt, Klaus?“ Und sie hob dabei einen der unwickelten großen Füße der ärgerlichen Gottliebe in die Höhe.

So gingen ein paar Wochen hin. Nichts trübte mehr den kurzen Brautstand, der schon öffentliches Geheimnis war und überall warme Teilnahme erweckte. Der seltene Fall trat hier einmal ein, daß man von einem verlobten Paar nichts Böses zu sagen wußte, wie viel Mühe sich auch die Neider geben mochten. Klaus' strenge Ehrenhaftigkeit, Ernas flederloser Ruf standen im öffentlichen Ansehen eben zu fest, als daß sich daran rütteln ließ.

Der junge Diplomat Kurt Wedell ging ein paar Tage mit einer Duldermiene umher. Dann mußte er sich durch irgend etwas zu trösten gesucht haben, denn sein schmachthafes Wesen machte einer ausgelassenen Munterkeit Platz, und er behandelte Erna fortan nur noch mit neffenhafter Aufmerksamkeit.

„Die Sterne, die begehrt man nicht,“ lachte er eines Tages

Sommertag.

Originalzeichnung von M. Ebersberger.



Im Garten webt die weiche Sommerluft
Geheimnisvolles Klüffern in den Zweigen;
Aus Blütensträuchern steigt ein süßer Duft,
Ihr Haupt die Rosen sanft ermattend neigen.

Tiefstill ringsum! Lautlos der Falter schwebt,
Umfliegend sanft der Lilie lichten Schoß;
Mit leisem Zirpen die Cixide webt
Eintönig Lied in blühend Gras und Moos.

Im Schatten der Platane, sanft geschmiegt
In spanischer Matte luft'ge Lagerstatt,
Ein blühend Mädchen lieblich träumend liegt,
Von Luft und Licht und stillem Sinnen matt.
Oft übers Buch das blaue Auge irrt,
Wie träumend in des Sommers lichter Pracht —
Was ist's, das ihr den Kinderinnern verwirrt?
Ach! mit den Blüten ist ihr Herz erwacht,
Und wogt und wallt in Sehnsucht selig bang —
Geduld, er kommt! Der Sommer ist noch lang!

£. 3.

wieder ganz leichtherzig, als ihn einer in Ernas Gegenwart neckend fragte, wie er sich in sein Schicksal gefunden.

„Ich fürchte, Sie wandeln schlimme Drostwege,“ drohte Erna mit dem Finger, als er mit Lo während einer Abendgesellschaft über eine halbe Stunde im Wintergarten verschwunden blieb. „Lassen Sie sich warnen,“ setzte sie ernster hinzu. „Mein Schwager beschränkt die Zerstreungen seiner kleinen Frau zwar in keiner Weise und läßt ihr vernünftiger Weise die Freiheit, die ihrem Alter zukommt; aber Spaß versteht er nicht, wenn dieselbe seine Ehre gefährdet. Ihr seid ein Paar große Kinder, die vergessen, daß das Feuer brennen könnte, mit dem ihr so unbedacht spielt.“

Der Gefandtschaftssekretär verbeugte sich ironisch. „Danke für gute Lehre,“ und Erna wurde nicht klug daraus. Sah sie nur Gespenster, oder trieben die beiden ein gefährliches Spiel der Kofetterie oder der geschmeichelten Eitelkeit?

Wenige Tage darauf — sie war gerade im Begriff, ihr neu angelangtes Kostüm für die Hochzeitsreise anzuprobieren, das eben vom Schneider gekommen war — stürzte Lo verpfändert zu ihr hinein.

„Schicke sie fort,“ rief sie wie ein Kind aufschluchzend und deutete auf Nanette, die ihren eigenen Hochzeitsstaat glücklich eben der Spenderin vorlegte. „Schick sie schnell hinaus,“ schrie sie aufgeregt und stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf, da das reich besetzte Mädchen nicht schnell genug ihre Schätze zusammenkräften konnte.

Als sie allein waren, fiel sie der erschrockenen Erna weinend um den Hals.

„Hilf mir, rette mich!“ jammerte sie außer sich. „Er wird mich nach Hause schicken in die Sandbüchse. O, die endlosen Strafpredigten von der Großmama! Pass auf, sie werden mich noch wahnsinnig machen mit ihrer sittlichen Entrüstung, wenn ich wieder zurück muß.“

„Aber um Gottes willen, sag' doch erst, was du gethan,“ beschwichtigte Erna und tupfte ihr mit dem Taschentuch die hellen Tröpfchen von dem erhitzten Gesichtchen.

„O, keine Lobjüde,“ lachte sie schon wieder unter Thränen auf, „aber fern von Aranjuez wird er mir doch wohl Gelegenheit geben, über meine Sünde nachzudenken. — Und ich geh' nicht von hier, gerade jetzt nicht, wo die Hoffeste und Subskriptionsbälle beginnen, zu denen ich mir schon märchenhafte Toiletten ausgedacht!“

Erna führte sie — den Arm um die biegsame Taille geschlungen — zu dem Ruhebett und ließ die kleine heiße Hand, an der die erregte Pulsader heftig slog, nicht wieder los.

„Und nun sag' mir endlich, was bei euch geschehen ist,“ fragte Erna eindringlich, nachdem sich Lo eine Weile an ihrer Schulter ausgeschluchzt. „Natürlich, Kurt?“

„Ja, wer sonst? Einen andern kenne ich gar nicht so gut, um mich mit ihm amüsieren zu können. Weißt du, Erna, zuletzt war's aber doch beinahe eine Last, und wir wußten gar nicht, was wir sprechen sollten. An die hübsche Geheimnisthurei hat man sich schnell gewöhnt, und Angst hat man doch immerfort, daß es herauskommt. Gott weiß, auf welche Weise es kuno erfahren. Ich glaube, der närrische Kurt muß irgend ein Versehen mit der Briefadresse gemacht haben, denn seit heut früh sieht mich mein Mann nicht mehr an, thut, als wenn ich Luft wäre, und kündigt mir eben an, daß ich, weil mir die Luft hier schlecht bekäme, zu den Großeltern zurück solle. Hilf, hilf mir, einzige, geliebte Erna, daß ich nur nicht fortgeschickt werde,“ beschwor sie mit gefalteten Händen.

„Du liebst also Kurt so sehr, daß du dich nicht losreißen kannst?“ forschte Erna.

„Keine Spur! Lieben? Er war zuerst sehr amüsant, und leiden mocht ich ihn vom ersten Augenblick an; er hat einen hübschen, blonden Schnurrbart, so seidenweich und zierlich und so weiße schmale Hände, wie eine Dame, und sein Anzug sitzt so gut, so sech und elegant, ohne daß er gepuzt aussieht, und dann sagt er so viel hübsche Sachen, die andere gar nicht so herausbringen wie er, und die Angst und Geheimnisthramerei mit den Briefen und den Zusammenkünften.“

„Zusammenkünfte?“ fiel Erna bestürzt ein. „Nur im Park, am hellen Tage, es will doch jedes Mädchen mal einen Roman haben, weißt du, eine Vergangenheit, wenn man alt und grau ist; ich schämte mich vor Maria und Kathinka Alton, die so viel erlebt haben, daß ich rein gar nichts zu erzählen hatte, gar nicht mit sprechen konnte, wenn sie von ihren Abenteuern sprachen. Da wollte ich auch etwas erlebt haben, um nicht gar zu dumm zu bleiben.“

Erna mußte innerlich unwillkürlich über so viel kindischen Leichtsinns lächeln, wenn sie sich äußerlich auch zum Ernst zwang.

„Nun, Lo, wir wollen keine Zeit verlieren, wir wollen versuchen, ob wir deinen Gatten milder stimmen können. Natürlich mußt du heilig versprechen und auch Wort halten können, nie in gleiche Fehler zurückzufallen.“

„Nie,“ beteuerte Lo. „Es hat auch allen Reiz schon eingebüßt, weil Kurt so schrecklich langweilig auf die Dauer wird.“

„Nun, dann komm!“

„Im Nu war Erna fertig. Sie stiegen in Los Wagen, der noch vor der Thür hielt.“

Den alten Herrn fand Erna, als sie Lo auf ihr Zimmer schickte, scheinbar seelenruhig über eines der altersgrauen Werke gebeugt, die seine Liebhaberei ausmachten. So sehr vertieft war er in seine Schätze, seine einzige Leidenschaft, daß er Erna nicht eintreten hörte. Aber sein Gesicht sah älter, müder als sonst aus, seine klugen Augen hatten einen matten Blick, wie nach durchwachten Nächten.

Als sie ihm die Hand leise auf die Schulter legte, blickte er wie unangenehm berührt auf, aber dann gewann sein Lächeln den gewohnten Zauber herzerwärmender Freundlichkeit, als er sein „Ach, du!“ sprach. Er hatte ersichtlich eine andere erwartet.

„Ist sie bei dir gewesen?“ fragte er gelassen, während er ihr einen Sessel bequem schob, und als Erna nickte, setzte er vollkommen ruhig hinzu: „Dann weiß ich auch, was dich so früh zu mir führt. Du möchtest den Friedensunterhändler zwischen ihr und mir spielen. Verschwinde keine Worte, liebes Kind, du kennst uns Bedells genug, um zu wissen, daß ein einmal gefasster Entschluß beschlossene Sache bleibt. Du weißt, mein Bruder hätte gegebenen Falls nicht anders gehandelt. Versteh mich recht, nicht die Handlung selbst ist es, die mich aufbringt, sondern das Wie und Warum macht mir ein weiteres Zusammenleben unmöglich.“

„Sie ist so jung, so unerfahren noch, und etwas Schlimmes

— ich gebe dir mein Wort darauf — ist nicht geschehen,“ vertheidigte Erna.

Er lächelte herb verächtlich. „Etwas Schlimmes hätte ich verbergen können, wenn es die Folge eines wahren, hungerigen Gefühls gewesen wäre, als dieses gewissenlose Tändeln ohne Selbstachtung und Achtung vor meinem Namen. Alles Große, Gewaltige kann ich verstehen und achten. Das Kleine, Niedrige verletzt mein Gefühl. War's eine große, echte Leidenschaft, und wären die beiden vertrauensvoll zu mir gekommen in ihrer Not, sie hätten einen fürsorgenden Vater, einen sorgenden Freund an mir gefunden, der ihnen selbst die Wege ebnete hätte. Ich habe diesen nicht unmöglichen Fall ja immer vor Augen gehabt, als ich das kleine Mädchen, auf ihr vieles Bitten hin, aus ihrer Verbannung befreite. Unter einem andern Namen, als dem ihres Gatten, konnt' es nicht wohl geschehen. Ich habe ihr die Fährlichkeiten wohl ein dutzendmal vorgehalten und ihr das Wort abgenommen, ehrlich und vertrauensvoll sich zu mir zu flüchten, sollte ihr Herz je erwachen. Nun ihr Herz,“ lachte er bitter auf, „ist ja wenig genug beteiligt bei der ganzen Sache. Ich will nun nicht die paar letzten Tage meines Lebens ängstlich Wache über meine Ehre halten müssen, und deshalb schicke ich sie zu den Großeltern zurück. Ich hab' nur ein bißchen Sonnenschein für mein einsames Haus verlangt, doch in meinem Alter straft sich auch das. Nun will ich nur noch Ruh und Frieden; deshalb muß sie fort. Hättest du dir nicht ein schönes Zukunftsstück begründet, dir hätt' ich sie ins Haus gegeben und dich gebeten: versuche aus der ganz Unerzogenen ein Weib zu bilden, wie du selbst es bist, laß sie in deiner veredelnden Atmosphäre sittlichen Lebensernst kennen lernen, und dann wollen wir die Sache wieder in Beratung ziehen. Unter diesen Umständen wirst du mir vergeben, wenn ich bei der Festlichkeit an deinem Ehrentage fehle. Bei der standesamtlichen und kirchlichen Feier kannst du natürlich auf deinen ältesten Freund rechnen. Und nun behüte dich Gott, mein geliebtes Kind,“ sprach er tief gerührt und schloß sie väterlich in seine Arme, „und gebe dir in reichstem Maße das Glück, das du verdienst.“

Erna gab, niedergeschlagen, den Versuch auf, ihn umzustimmen. In bedrückter Gemüthsverfassung kehrte sie, ohne die angstvoll harrende Lo noch aufgesucht zu haben, heim. Hier wartete schon Kurt auf sie.

Aufgeregt stürzte er ihr entgegen: „Ich bin in Verzweiflung. Der Onkel läßt mich nicht vor. Die arme kleine Lo schrieb mir heut früh in tausend Aengsten, daß unsere harmlosen Beziehungen entdeckt seien.“

„Harmlos?“ betonte Erna spöttlich.

„Ganz harmlos, auf mein Ehrenwort.“

„D, darauf kommt es schließlich nicht an.“

„Sie sprechen mich also von aller Schuld frei?“

„Im Gegenteil, ich verurteile Sie sehr hart. Sowohl Ihr Onkel, wie ich, hätten Ihnen ein ernstes, tiefes Gefühl verzeihen können, aber diese Leichtfertigkeit empört ihn und mich.“

„D, mein Gott, ich bereue es ja tausendmal. Es war der verunglückte Versuch eines Verbrannten, sich durch Hitze homöopathisch zu kurieren. Wenn ich frevelte, tragen Sie einen großen Teil der Schuld.“

„Ich weiße jede Verantwortung von mir,“ sagte Erna streng. „Wie habe ich Sie im Unklaren darüber gelassen, wie ich über Ihren Charakter dachte, und wie recht ich darin gehabt, Sie zu verurteilen, beweisen Sie durch Ihre jetzige Handlungsweise. Um die Zeit zu töten, gefährden Sie den Ruf und die Zukunft eines armen jungen Dinges, die Ehre Ihres verehrten alten Onkels —“

„Ich bereue ja tief. Ich komme mir feig und erbärmlich vor, daß arme kleine Ding den Sturm allein auswettern zu lassen.“

„Da kennen Sie die vornehme Natur ihres Onkels schlecht. Es ist kein Sturm; sie wird einfach wieder nach Hause geschickt.“

„Das überlebt sie nicht,“ rief er aufgereggt. „Zeigen Sie mir irgend einen Weg, wieder gutzumachen, und ich will Ihnen ewig dankbar sein.“

„Gut, machen Sie Ernst, heiraten Sie sie!“

„Heiraten?“ fuhr er auf. „Es gab nur eine Frau, die mir den Gedanken erträglich machen konnte, und die wollte nicht!“

„Überlegen Sie das in Ruhe, und suchen Sie mich erst wieder auf, wenn Sie meine Vermittlung mit Ihrem Onkel brauchen, der Ihnen für diesen Fall, höchst großmütig, ein bedeutendes Jahresgeld auszusetzen gewillt ist.“

Kurt verstand, daß er moralisch von der streng denkenden Frau an die Luft gesetzt worden war. So sehr sich sein verletztes Ehrgefühl krümmte, er mußte ihr doch das Recht dazu zugestehen. Er verbeugte sich kurz, nachdem sie übersehen, daß er ihr gewohnheitsgemäß die Hand zu küssen wünschte, und empfahl sich, grollend mit ihr, mit sich, mit der ganzen Welt.

Auf der Straße schon kam ihm bessere Ueberlegung. Lo war, im Grunde genommen, gar keine schlechte Partie, wenn man den Alten versöhnen konnte. Ein hübscher Vermögensanteil fiel ihr bei der närrischen Großmutter des „Sonderlings“ sicher zu. Auch er würde dann im Testament nicht ganz ausgefrachten. Ein Hausen unbezahlter Schulden drohte als Gespenst im Hintergrunde sowieso, für deren Tilgung er ja ohnehin auf den Onkel gerechnet. Lo war ein allerliebste, lustiges, amüsanter Püppchen. Daß sie sich die Verschwendungssucht und den Leichtsinns abgewöhnen sollte, dafür würde er, als gestrenger Eheherr, schon Sorge tragen.

Hätte Lo in dem hübschen, lebenswürdigen Gesicht ihres tändernden Courmachers den jetzt harten Zug von eiserner Entschlossenheit gesehen, mit der er sich die Zukunft gestaltete, sie würde sich gefürchtet haben. Arme kleine, leichtsinnige Lo, die im einsamen Zimmer ihren kurzen Roman mit bitteren Reuestränen beweinete.

Nun war er herangekommen, der große Tag. In einer Stunde sollte von Berge die Damen und Zeugen zum Standesamte abholen. Gottliche Schmachtahn paradierte schon in ihrer funkelnagelneuen burgunderroten Seidenrobe.

Die arme Erna hatte an ihrem Ehrentage noch einen schweren Strauß mit ihren lebenswürdigen Dienstboten auszukämpfen. Karl und Nanette klagten sich, mit hochroten Köpfen, gegenseitig an. Ihre Verbindung hatte in zwölfster Stunde durch eine Eiferuchtszene einen Bruch erlitten. Jeder

wollte den andern, mit dem er nicht länger unter einem Dach zu leben vermöchte, sofort entfernt sehen.

Erna war in peinlichster Lage. Obgleich Nanette im vollsten Recht war, sah der Mann Erna mit so finsterner Drohung an, daß sie nicht wagte, sich entschieden für jene zu erklären.

In ihrer Ratlosigkeit drückte sie dem aufgebracht Mädchen eine reichliche Entschädigung in die Hand und bat sie fast, augenblicklich den Dienst aufzugeben.

Tief gekränkt zählte Nanette ihren Lohn von dem Erhaltenen ab und legte, besonders auffällig, den Rest auf den Tisch nieder. Dann hob sie schnippisch ihr allerliebste Köpfchen und schritt stolz hinaus.

Karl lachte schadenfroh hinterher, und Nanette ballte, als er ihr auf dem Korridor begegnete, um für die Baronin einen Gang zu thun, zornig ihre kleinen Fäuste.

Erna hatte nun ohne des Kammermädchens Hilfe ihre Toilette beendet und mit einem Gefühl der Erleichterung Minute nach Minute auf dem Zifferblatt ihrer Uhr verrinnen sehen. Noch Dreiviertelstunden! Was konnte da noch ihrem Glück in den Weg treten? Das bange Vorempfinden, das sie seit Tagen verfolgte, war, Gott sei Dank, also Einbildung gewesen.

Am der Etagenthür klingelte es scharf. Erna ging es durch Mark und Bein. Es war ihr wie der Verkünder drohenden Unheils.

Nanette brachte ihr einen Brief, den ein Dienstmann abgegeben, der auf Antwort warte. Erna that nur einen Blick hinein, dann griff sie nach dem Herzen. Da war es, was sie geahnt, vorausgefühlt.

„Der Bote wartet,“ mahnte das ungeduldige Mädchen. Erna war in tausend Aengsten, ratlos, verzweifelt. „Bestellen Sie, er soll —“ stieß sie wirr und hastig hervor und dann sich zusammenraffend, sich besinnend, überlegend. „Nein, er darf nicht hierher. Ich will ... Ich werde ... Ich muß ... Sagen Sie dem Mann, daß ... Sagen Sie, ich käme, käme sogleich.“

Und als das Mädchen dem Boten Bescheid gegeben und zurückkam: „Ich muß ausgehen, eine Viertelstunde höchstens, hoffe ich ... Ja, ich werde sicher zur Zeit zurück sein. Sollte ich nicht — ich glaub's nicht — sagen Sie dem Baron ...“

„Wenn ich dann noch hier bin, Frau Baronin,“ entgegnete Nanette impertinent.

Und nun mußte die stolze Frau sich aufs Bitten legen, in tödlicher Angst, de- und wehmütig ihre entlassene Dienerin beschwören, nur so lange zu bleiben, bis sie zurück sei, um dem Herrn von Berge zu sagen, daß man sie zu einer schwerkranken Frau gerufen, von der sie sofort wiederkehren würde. Nanette lächelte höhlich.

Mit nervösen Fingern riß Erna das unheilvolle Schreiben in Stücke und stopfte diese in ihr Mieder. In ihrer Bestürzung beachtete sie nicht, daß ein kleiner Papierfetzen an ihr zu Boden glitt.

Sie war in einem unbeschreiblichen Zustande trostloser Angst und Hast. Dreiviertelstunden, knapp für den Weg hin und her und die Unterredung. Nanettes Finger waren ihr nicht rasch genug. Sie riß ihr mit zitternder Hast heftig den Mantel aus der Hand und brachte das tief gekränkte Mädchen durch ihre von Eile geschärfte Sprechweise immer mehr gegen sich auf.

O, wäre Karl doch jetzt zur Hand gewesen, Karl, der doch alles ahnte, wußte. So mußte die arme Frau stehenden Fußes, heimlich, wie ein Dieb, sich aus ihrem Hause stehlen, die vornehm stille Straße hinabhegen. Kein Wagen, kein Wagen soweit das Auge blickte!

Da, endlich. Sie schreit aus vollem Halse, die sonst so vornehm beherrschte Frau, dem halbeingeschlafenen Kosselenker nach, der achtlos dahinfährt.

Jetzt, jetzt endlich hört er. Er hält.

„Dreifache Bezahlung, nur schnell, nur zu!“

Jetzt sieht sie, und der Kutsher läßt aufseuernd die Peitsche auf die hervorstehenden Knochen des stelzbeinigen Rosses fallen. Es hebt sich mit einem Satz in die Höhe, aber viel schneller geht es trotzdem nicht vorwärts.

Reuchend ist Erna auf den Sitz zurückgefallen.

Ist es denn möglich, jetzt noch in der letzten Stunde, die sie von ihrem Glück trennt?

Nein, nein, nein! Die Angst, die Verzweiflung machen sie wild und toll, zu allem fertig und entschlossen.

Sie zieht die Unheilshofschafft, Stück nach Stück, aus dem Busen und paßt die Stücke zusammen. Sie liest die cynische Epistel wieder, Wort für Wort:

„Unädigste Baronin!

Als wir damals unterhandelten, war der Fall nicht vorgefallen, daß ich zurückkehren könnte. Ich versprach zwar auf Ehrenwort, gleich fortzugehen, aber keineswegs, nicht wiederzukehren. Ich habe somit mein Wort nicht gebrochen, das Zeugnis werden Sie mir nicht vorenthalten können. Zu ihrem und meinem Schaden trieben Sie mich damals fort, direkt in Beelzebubs Arme wieder. Ich hatte das Malheur, in Monako den größten Teil der fünfzigtausend Mark zu lassen. Meine neuen Lebensgewohnheiten zwingen mich, zu meinem Bedauern, auf neue Geldquellen bedacht zu sein, ehe der Rest hin-schwindet, und so sehe ich mich leider in der Notlage, Ihre Güte nochmals in Anspruch zu nehmen, da sich ein letztes, nicht minder wertvolles Papier, zu meinem Glück, noch in meinen Händen befindet. Eile ist für uns beide geboten. (O, dieser gemein-vertrauliche Ton, wie unter demselben ihre Wangen in beleidigtem Stolz aufblähten!)

Da Sie, wie ich höre, in wenigen Stunden das größte Interesse für dieses Dokument verloren haben könnten. (Wie wenig er sie kannte, der Glende, und nach der eigenen niedrigen Denkweise beurteilte, die nur die Erreichung des Zieles anstreben würde.) Sie werden es daher begreifen, daß ich die Ordnung dieser Angelegenheit vorher herbeiführen und Sie er-suchen muß, entweder mich aufzusuchen oder mich vor Ihrer Vermählung noch bei sich zu empfangen. Durch meinen — (Da fehlten einige abgeriffene Worte. Dann:) ob Sie oder ich —. Dann brach es ab.

Erna suchte in wahnsinniger Hast an sich herum, auf dem Sitz, auf dem Boden der Droschke. Sie fand nichts.

Vielleicht war ihr der eine Papierfetzen schon auf der Straße abhanden gekommen oder hinunter in ihre anderen Kleidungsstücke gerutscht. Sie versuchte sich bei dem Gedanken zu beruhigen. Soviel sie sich erinnerte, war der Schluß ge-

wesen: „Bis halb ein Uhr bleibe ich zuhause, dann komme ich. In zuversichtlicher Erwartung harret in Hotel du Nord

Albin Albini.“

Der Schändliche! O, sie mußte Position fassen. Sie durfte sich nicht zum zweitenmal verblüffen und einschüchtern lassen, sonst würde er sie völlig auslaugen und mit der Zeit ruinieren.

Nein, dieses eine einzige Mal noch mit ihm sich abfinden, sein Schweigen noch für eine Stunde erkaufen, bis sie sich im starken Schuß jenes wußte, gegen den der Elende nie aufzutreten wagen würde.

Eine Stunde? Großer Gott, es ist keine Stunde, nicht dreiviertel mehr; wie die Minuten schnell verrinnen. Sie zählt sie mit fliegendem Pulsschlag auf ihrer Uhr, die sie in der Hand hält.

Wie ein Sturm fliegen die Gedanken durch ihr wirbelnd Hirn. Wenn sie zu spät kommt? Wenn Klaus von Verge schon da ist? Wenn sie erklären soll, was sie diese heilige Stunde, nach der sie beide seit Wochen dürsten, versäumen ließ?

In grenzenloser Pein preßt sie beide Hände gegen die hämmernden Schläfen. Ihr ist, als müsse das erregte Blut die Adern bersten. Noch einmal allen Mut auftraffen! Noch einmal kühn die Stirn haben, lügen, lügen; die letzte Lüge! Dann frei!

Jetzt hält der Wagen. Sie springt heraus. „Warten!“ ruft sie dem Kutscher zu. Dann eilt sie, nach kurzer Frage an den Portier, die Treppe hinauf.

Dort muß man sie gesehen, erwartet haben.

In der Beletage stehen die Flügelthüren zu einem eleganten Salon offen. Auf der Schwelle begrüßt sie Albin Albini lächelnd mit Galanterie. Er ist in hochmodischer Kleidung, den Schnurrbart tief schwarz gewischt, Zuwelen an den Händen. Noch verlebter, noch verwitteter sieht er aus als damals, das Urbild eines eleganten Industriekritikers, wie er die Spielbäder unsicher macht.

Die Flügelthüren fallen zu — Erna steht vor ihrem Verhängnis.

(Schluß folgt.)

Das Rundschreiben.

Plauderei von Joë von Reuß.

Nachdruck verboten.

Motto: Wo man denkt, wird Schreiben niemals rosten, Wilde Menschen haben keine Posten.

Da wir glücklicheren Kinder der Neuzeit sind in hundert Dingen zu beneiden!

Unter den unschätzbaren Vorzügen, deren wir im Vergleich mit unseren Vorfahren genießen, nimmt die Möglichkeit eines fortgesetzten und leichten Verkehrs der Familienglieder unter sich, durch welche der einzelne den Bedürfnissen seines liebenden und sehnsüchtigen Herzens zu genügen vermag — sei es durch ein häufigeres Wiedersehen oder eine regelmäßige Korrespondenz sicherlich eine der ersten Stellen ein.

Nur an einem haben wir ebenso sicher verloren: an Zeit! Das Leben ist ungleich inhaltsreicher, aber auch kürzer geworden — die vierundzwanzig Stunden des Tages, die sieben Tage der Woche, das Jahr selbst, es reicht nicht mehr aus! Notgedrungen muß an den Beschäftigungen und Genüssen gekürzt

werden, an Lust und Bewegung, an Handarbeit und Kunstgenuß. Und gewöhnlich nicht am wenigsten an der regelmäßigen Korrespondenz. Wenn sie nicht vielleicht ganz und gar ins Stocken gerät, begnügt man sich doch mit einigen flüchtigen Zeilen, die dem Briefempfänger durch ein paar freundliche, nichts sagende Worte „wenigstens ein Lebenszeichen“ geben sollen und allerdings meist noch weniger enthalten als ein Telegramm, das doch eine Tatsache meldet. Den hohen Genuß, den ein inniger brieflicher Gedankenaustausch gewährt, in dem das Herz zum Herzen spricht und der Geist zum Geiste, gestatten wir uns höchst selten. Gemeinlich pflegen wir dergleichen mit den Backstichjahren abzutun. Und in der That bietet das moderne Kulturleben, mit seinem Kampf ums Dasein, seinen hochgepannten Anforderungen an unsere Arbeitskraft, auch nur seltene und unvollständige Ruhepausen, die uns eine längere und gleichmäßige Einkehr in uns selbst, wie sie doch zu einem eingehenden und genussreichen Briefwechsel erforderlich ist, gestatten.

Da hilft uns denn das sich mehr und mehr einbürgernde sogenannte Rundschreiben!

Die Eltern sind tot, das liebe, traute, reichbedöckerte Elternhaus, das jederzeit der Mittelpunkt der Familie war, ist verödet und von Fremden eingenommen. Der eigentliche innere Zusammenhang der Familie ist damit aufgelöst. Denn die Geschwisterliebe ist sicherlich im allgemeinen auch ein Produkt der Gewohnheit und des Bewußtseins äußerer und innerer Zusammengehörigkeit. Dazu hat das Schicksal die Kinder allmählich auf dem weiten Erdball wie Spreu umhergewirbelt, selbst jenseits des Ozeans haben sich ein paar männliche Familienglieder mit deutschem Fleiß ihr Nest erbaut. Es geht ihnen gut, der Staub der heimatischen Scholle wird von Jahr zu Jahr mehr abgeschüttelt, und immer tiefer graben sie sich ein in das Erbreich des Landes, das nun ihre Heimat geworden ist. Nur eine wunde Stelle giebt es noch in ihren festen Herzen — die Sehnsucht nach ihrer deutschen Heimat, aber auch einen Balsam: das Rundschreiben!

Glücklicherweise ist es einem einzigen Sprößling der kinderreichen Familie vergönnt gewesen, in der früheren Heimat zu verbleiben: es ist die älteste Schwester. Sie hat einen Mann und selbst längst ein kinderreiches Haus und somit wenig Zeit zur Korrespondenz. Aber das ist auch kaum notwendig. Mit kurzen, knappen Worten berichtet sie über sich und die Ihrigen und über Veränderungen und etwaige Neuigkeiten aus der Heimat. Dazu ein herzlicher Gruß und ein paar Blumen von der heimatischen Flur, welche mit dem „Rundschreiben“ die Reise um den Erdball machen sollen, und das willkommene Blatt wandert nach der Hauptstadt, woselbst ein Bruder als Arzt einen lohnenden Lebensberuf gefunden hat. Der Sanitätsrat ist viel beschäftigt und schreibt eigentlich niemals mehr „Familienbriefe“. Aber das empfangene, kaum begonnene „Rundschreiben“ erscheint ihm wie ein freundliches, rosenfarbenes Band, das er festhalten muß, und die innige Bitte der ältesten Schwester um Beifügung einiger Worte über sein Leben und persönliches Ergehen mahnt ihn gebieterisch wie eine Liebespflicht, die ihren Tribut unabweisbar fordert. Er tritt an den mit Büchern, Rezepten und kleinen, blitzenden, grausamen Instrumenten bedeckten Schreibtisch und schreibt und schreibt — von seinem jetzigen Leben und ausgedehnten Wirken, fast als ob er es für sich selbst thue. Und unwillkürlich gerät er dabei immer mehr in Fluß und wundert sich endlich, wie hübsch und behaglich es sich mit der Feder plaudern läßt, be-

sonders mit jemandem, der unsere Erinnerungen teilt. Zuletzt entschuldigt er gar scherzend den langen Brief, gleich dem Franzosen Montesquieu, „weil er keine Zeit gehabt habe, einen kurzen zu schreiben.“

Damit wandert das Blatt nach dem Süden, nach Bukarest, woselbst eine der drei Schwestern als deutsche Erziehlerin wirkt. Es ist die jüngste, das Nesthäkchen, und ihre Seele ist noch immer voll Sehnsucht nach der treuen, herzlichen Liebe, die sie einst daheim als verzogenes „Benjaminchen“ von Eltern und Geschwistern überreich genossen hat. Noch immer ist das junge Herz nicht fest und gepanzert genug für die fremde, gleichnerrische, grausam-kalte Welt! Da ist denn das „Rundschreiben“, das ihr ein fortgesetztes, gleichmäßiges, geistiges Weiterleben mit den Geschwistern gestattet, ein unjäglicher Trost. Mit heißen Thränen, in Freude und Schmerz, küßt sie die welcke Edelrose, die die älteste Schwester aus dem Garten des Elternhauses gebrochen und beigelegt hat. Als langzöpfiges Nesthäkchen hat sie einst selbst daneben gestanden, als sie der Vater auf den Wildling aufspießte. Anschließend an die Berichte der Vorgänger erzählt sie von ihrem süßlich farbenreichen und doch so einsamen Leben und sendet das Blatt nach Deutschland zurück in das Haus der schwesterlichen Pfarrfrau.

Die junge Pastorin hat eine große Wirtschaft und immer alle Hände voll zu thun. Aber der Sonntag Nachmittag ist frei und läßt sie einen vollen Bogen anfügen.

Nun wandert das Rundschreiben übers Meer. Ein Bruder ist Handelsherr in der amerikanischen Metropole, und im Grunde genommen längst ein richtiger Yankee geworden. Aber obwohl sich der Kopf unablässig mit Projekten und Spekulationen, mit Wagen und Gewinnen trägt, sucht das Auge doch allezeit sehnsüchtig beim Beginn eines neuen Monats nach dem erwarteten „Rundschreiben“, wenn der Clerc die lederne metallbeschlagene Posttasche dem Prinzipal auf den Tisch legt. Der leblose Gegenstand redet die lauteste Sprache, der einfache und doch allmählich immer reicher werdende Inhalt wird verschlungen und ergänzt.

Und weiter nach Westen geht jetzt die Reise des weißen farbenbunten Blattes, zu dem Bruder Farmer, der einst den Lasso auf der Prairie geschwungen hat, jetzt aber längst ein „gemachter Mann“ ist. Er sitzt im Kreise seiner Familie vor der Hausthüre, unter dem selbstgepflanzten, mit rosenfarbenen Blütenknospen bedeckten Apfelbaume und liest andachtsvoll die berichteten Erlebnisse der Geschwister und die Erzählungen aus der Heimat. Und dabei vermag er es trotz aller angewandten Mühe nicht zu verhindern, daß ein paar Tropfen schwer die früh gefurchten Wangen hinabrollen auf die fast zum Buch angegeschwollenen, mit amerikanischem Apfelblüten-schnee bedeckten deutschen Liebesgrüße! Verstoßen wischt er das blaue Auge, denn der dunkeläugige Vetter, übrigens ein Prachtkerl, vermag nur mühsam ein Lächeln zu verbergen.

Und abermals weiter geht die Reise des Rundschreibens, nach Europa zurück, bis die zerstreuten Familienglieder sich sämtlich im Geiste geschaunt haben! Auch Freunde und Seitenverwandte dürfen jetzt wohl an dem interessanten Inhalt teilnehmen. Viel Freude, wenig Mühe!

Das Glück des Herzens stirbt niemals aus, allezeit sucht es sich selbst die Wege und siedelt sich wohl hart neben den unbeweglichen eisernen Geleisen einer neuen, wiederlangenden Zeit an. Und glücklicherweise baut ihm die neue bessere Zeit selbst die Brücke!

Des Weilehens Tod.

Gedicht von E. Loew.

Fr. Bachmann. Op. 13.

Andante.

Singstimme.

Piano.

p Einfach.

ist einst ein Weilehen stunden auf nach-tem Fels-ge-stein, hat fest da-rein ver-bun-den die

p dolce.

cresc.

gar-ten Wä-r-ze-lein. Die Son-ne brennt in Glu-ten und sengt den Fel-sen-grund, das Weilehen will ver-blu-ten im Her-zen krank und wund, im Her-zen krank und

cresc.

p

pp

Più lento e dolcissimo.

wund. Es sen-fet lei' das Köpf-chen und bet-tet sich ins Grab, ein tau-end Thrä-nen-tröpf-chen rinnt sei-nen Kelch hin-ab!

poco riten.

pp

pp



Mittagsrast. von Franz Defregger.
Photographieverlag von Scherl, A. G. in München.

Die Brockenhexe.

Ein lustiges Sommererlebnis von Paul v. Schönthan.

Nachdruck verboten.

Der Flur des „Brockenhauses“ war von eingeregneten Touristen erfüllt, die in niedergeschlagener Laune und sichtsüchtiger Ratlosigkeit umherstanden. Mir war ein Plätzchen auf der Bank an der Treppe beschieden, neben einem ziemlich physischerhaft aussehenden Münchener Maler, der mich an dem Wohlgeruch seiner billigen Cigarre teilnehmen ließ, aber dabei sehr angenehm zu plaudern wußte.

Während wir die nächstliegenden Dinge und die Situation besprachen, sah ich plötzlich zwei Damen geräuschlos die Treppe herabkommen; sie hatten sich, wie alle Touristen, deren Schuhzeug naß geworden ist, auf dem Brocken Filzschuhe gekauft. Die jüngere war eine hübsche Blondine, frisch und gesund, etwa zwanzig Jahre alt, die andere verriet den landläufigen „Tantentypus“. Mein Nachbar hatte die Damen gleichfalls bemerkt, er spitzte seine Lippen und sagte: „Herrgott ja, die ist sauber!“

In diesem Augenblick trat der „Herr Oberkellner“ auf ihn zu, um ihm mitzuteilen, daß er das versprochene Zimmer „eines Engländers wegen“ erst um zehn Uhr abends werde beziehen können. Der Münchener fluchte, der Kellner suchte die Achseln und verschwand, nachdem er meinem Freunde noch eingeschärft hatte: „Also Nr. 62 haben Sie!“

„Ich Nr. 64, dann sind wir ja sozusagen Nachbarn,“ begann ich, „und wenn Sie wollen, helfe ich Ihnen aus der Verlegenheit, ich bin nicht so ruhebedürftig wie Sie, tauschen wir.“ Ich gehe doch schwerlich vor elf Uhr zu Bett.“

Der Maler ging freudig auf den Vorschlag ein und beeilte sich, sein bißchen Handgepäck gleich aufs Zimmer zu bringen, in wenigen Minuten war er wieder da. Inzwischen war der Abend hereingebrochen. Wir wanderten durch den Korridor rechts nach dem großen, mäßig erleuchteten Saal. An den langen Tischen hatten sich Gruppen von ruhenden, knieenden, rauchenden und schwachenden Touristen niedergelassen.

Ganz unten am Ende des Saals entdeckten wir die beiden Damen von vorhin. Die Blondine hatte das Wollentuch, mit dem sie die Treppe herabgeklimmt war, über den Stuhl gelegt, die Taille eines hellgestreiften Reifkleides, die auch nicht ein Fältchen schlug, zeigte ihre hübsche volle Figur in günstigstem Licht; das aschblonde Haar war leicht geträufelt, und natürliche Ringel umgaben die Stirn, das immer ein wenig echauffert aussehende frische Gesichtchen war voll Anmut und Liebreiz.

„Sehen Sie nur, dort sind sie!“ stieß ich meinen Begleiter an.

„Na, na, Sie werden sich noch verlieben!“ gab er lachend zur Antwort, „nehmen Sie sich in acht, hier oben giebt's gefährliche Brockenhexen.“

„Man soll nichts verrufen, kommen Sie, wir wollen uns in der Nähe einen Platz suchen.“

Die beiden Damen blätterten in dem dicken Fremdenbuch. Die junge las der Begleiterin vor, sie unterhielten sich dabei lebhaft, wobei sich die ältere Dame hin und wieder genötigt sah, ihren Schützling zur Bezeichnung ihres heiteren Uebermuts zu ermahnen.

Ich sah dem lieblichen Getändel unauffällig zu und überlegte die Möglichkeit einer unter den gegebenen besonderen Umständen nicht gerade gewagten Annäherung.

Das Fremdenbuch! Das war's! Ich erhob mich, trat auf die etwas betroffenen Damen zu und bat sie sittsam höflich, wenn sie sich des Buches bedienen hätten, es mir für einen Augenblick zu überlassen. Die Bitte erschröckte, wie gesagt, die Damen ein wenig, die Blondine faßte sich aber zuerst wieder und sagte mit leisem Anflug an die Leipziger Mundart: „O bitte, wir haben uns schon eingetragen.“

„Ja, ja, Sie können es gleich haben,“ versicherte ihre Begleiterin.

„Ich möchte keinesfalls das Vergnügen, welches Ihnen das Buch augenscheinlich gewährt, verkürzen. — Es ist ja so langweilig, bei dem Wetter hier oben,“ seufzte ich, mit diesen Worten bereits Anker werfend, aber ich fand keinen geeigneten Grund, das Unfertau riß, ich verstummte. Die beiden Damen hatten inzwischen das Buch zugeklappt, die jüngere schien meine Absicht zu durchschauen, und es bereitete ihr offenbar ein heimliches Vergnügen, mich meiner Verlegenheit zu überlassen, da zwischen wirf sie einen ganz zufälligen Blick, der sie darüber beruhigen sollte, daß man nicht etwa ihre plumpen Pantoffel hervorgucken sah, unter den Tisch.

Sie hatten mir das Buch hingeschoben.

„In einigen Minuten werde ich es wieder zurückbringen,“ sagte ich.

„O bitte,“ wehrte die junge Leipzigerin ab, der das Lachen näher war, als der Ernst.

„O doch,“ protestierte ich, „Sie sollen es gleich wieder haben, in wenigen Augenblicken.“

In diesem Verprechen lag die Befürchtung, sie am Ende nicht mehr anzutreffen; wenn sie mich verstehen wollten, die Bitte zu warten, bis ich mich zu einem zweiten Angriff gesammelt haben würde. Hieraus entfernte ich mich, den Folianten unter dem Arm. Das einzige, was mich interessieren konnte, war die letzte Einzeichnung. Da stand: „Frau Professor Brasch mit Nichte aus Leipzig.“

Ich sagte zu dem Maler: „Meine Meinung hat mich nicht irreführt, es ist eine richtige Tante, die das geschrieben hat, nicht einmal der Vorname des reizenden blonden Geschöpfes ist verraten.“ Der Maler machte eine kleine Federzeichnung.

„Da muß ich wenigstens ein paar Schüttelreime versuchen, wenn sie auch nicht schön sind, wer kann denn da seine Gedanken beisammen haben, wenn einem so eine blonde Hexe par distance zusieht.“

„Wahrhaftig, sie sehen beide herüber,“ dabei stieß mich der Maler, mit seinem ganzen, breiten Gesicht lächelnd, an, „nun machen Sie etwas Schönes!“

Nach einem Zeitraum, der so kurz war, daß ich die Qualität meiner Improvisation dadurch einigermaßen entschuldigen kann, stand folgendes auf dem Papier:

Wer hier nur tunkt ins Tintenfaß,
Wird allsogleich auch finden, daß
Man vor dem milden Nichtertum
Gar leicht erwirbt den Dichterruhm;

Ein Vers, ein Reim ist bald gefunden,
Dier spricht die Einfalt selbst gebunden:
Weiß's gießen jetzt „mit Vollen“ thut,
Sind ich zum Reimen tollten Mut.
Denkt nur von mir: „Ein netter Dicht!“
Mich kränkt das schlechte Wetter nicht,
Und sehe man auch meilenweit,
Bei dir nur mößt ich weilen, Maid.
Beglückt, wem auf dem Brocken lacht
Ein Frauenbild in Lodenpracht.
Ich würde selbst dies dichten nicht,
Säß' ich bei solchen Nichten dicht.

Nach vollführter That brachten wir das Buch den Damen wieder, wir legten es geöffnet hin, damit wir es ihnen leicht machten. Sie ließen sich nicht bitten, sondern würdigten meine Leistung über Verdienst, indem sie sogar die in der Angst und Hast zusammengeleiteten und teilweise hinkenden Schüttelreime belobten. Erst las sie die Tante halblaut und dann die Nichte, während eine der andern ins Buch sah. Als sie wieder aufblickten, waren sie überrascht zu sehen, daß wir uns inzwischen ihnen gegenüber gesetzt hatten, als gehörten wir dazu. Aber sie faßten sich rasch und lachten weiter und wir mit; der junge Münchener sogar ohne sich den geringsten Zwang aufzuerlegen. Ich bemerkte, daß sich die Damen ein paarmal leise anstießen und daß in der schelmischen Augensprache einige rätselhaft Gedankenspielen zwischen ihnen ausgetauscht wurden.

Der Maler hatte die Tante auf sich genommen, ich hatte das bessere Los gezogen. Mein jugendliches Gegenüber besaß ein munteres Naturell; mein neuer Freund, zu dem sie oftmals hinüber sah, reizte ihre Spottlust, und ich glaube, sie bedauerte, daß wir noch nicht bekannt genug waren, um über den drolligen Menschen gemeinschaftlich zu spötteln. Ich wußte heute nicht mehr, zu sagen, was der richtige Inhalt unserer Unterhaltung war. Wenn man sich mit einem reizvollen, lebenswürdigen weiblichen Wesen unterhält, kommt es auch nicht auf das „Was“, sondern auf das „Wie“ an. Ich erfuhr, daß sie bis zur Unvernunft gern tanze, daß sie jeden Abend Patienten lege und mit Herzfloppen erwarde, „ob es aufgeht“, daß sie in der Pension nichts gelernt habe und daß Wilhelm Busch ihr Lieblingsdichter sei. Zum Beweis dafür citierte sie einige Stellen aus dem Epos „Die fromme Helene“ mit musterhaftem parodistischem Ausdruck. Endlich gestand sie sogar, daß sie gar zu gern Cigaretten rauchen würde, wenn es nur die Tante gestattete. Dazwischen streute sie allerlei Fragen, die mich manchmal geradezu verblüfften, z. B. ob ich schon einmal verliebt gewesen sei. Einer solchen Frage versieht man sich von einer Frau — aber von einem jungen Mädchen? Ich log fürs erste. Aber ich war meiner schönen Richterinnen nicht gewachsen, verwickelte mich in Widersprüche, und ich weiß nicht, wie es kam, und ob am Ende der Chateau La Rose, den mir der Kellner als milden harmlosen Wein empfohlen hatte, dafür verantwortlich zu machen war, nach einer halben Stunde hatte ich das zarte Geheimnis einer alten Studenteliebe mit allen romantischen Einzelheiten verraten. Mir ist heute noch meine Plauderhaftigkeit rätselhaft, aber es kommt eben nur auf die Ohren an, denen wir uns anvertrauen, ach! und was für reizende kleine Ohren hörten mir mit der denkbar größten Aufmerksamkeit zu. Ich möchte den sehen, der einer solchen Verlockung widerstehen könnte.

Als zufällig das Wort „Einsamkeit“ gefallen war, beeilte ich mich, daran anzuknüpfen und ein stimmungsvolles Gemälde meiner eigenen Verlassenheit zu entwerfen, wobei ich ganz vorsichtig die Sehnsucht durchblicken ließ, diesen Zustand mit einem naturgemäßen, beglückenderen zu vertauschen. Da fiel plötzlich der dicke Kopf meines Nachbarn schwer auf meine Schulter. Der Maler war mit der kalten Cigarre im Munde, die Rechte am Hengel des Bierseidels, eingenickt, und die Tante, die von seiner Unterhaltung genug bekommen haben mochte, hatte sich in ihren Stuhl zurückgelehnt und that, als bemerke sie die Unart nicht. Sie blickte mit kleinen Augen im Saal umher und horchte wohl auch mal nach uns hin. Mein blondes Gegenüber lachte spitzbübisch in die vorgehaltenen weißen Hände, und ihre prächtige Gestalt schüttelte sich unter dem mühsam bezwungenen Heiterkeitsausbrüche; ein paar Minuten ließ ich mich als Kissen mißbrauchen, dann rüttelte ich meinen Freund: „Sie müssen jetzt auf Ihr Zimmer gehen, es ist 9 Uhr!“ Er that, als habe er keinen Augenblick die gesellschaftliche Rücksicht außer acht gelassen und machte sogar einen Versuch, den Gesprächsfaden wieder anzuknüpfen, als wäre nichts geschehen. Als er aber sah, daß seine Position erschüttert war — und die Ausgelassenheit der lustigen Nichte trug dazu das meiste bei — erhob er sich und schüttelte mir wie einem Bruder die Hand. Dann setzte er seine Cigarre in Brand, empfahl sich von den Damen und ging langsam durch den Saal nach seiner Schlafstätte. Wir blieben am Tisch sitzen, die Tante, die Nichte und ich. Der Wein hatte das reizende Geschöpf noch redelustiger gemacht, sie mochte es wohl selbst fühlen, denn sie weandete sich plötzlich mit komischer Besorgnis an die Tante: „Ach Gott, ach Gott, mir scheint, ich habe ja etwas, wie einen Spitz!“ laut genug, daß ich es vernehmen konnte. „Wie heißt denn der Wein?“ sagte sie gleich darauf und streckte ihre Hand nach der Flasche aus, um die Etikette anzusehen, ich führte diensteifrig dieselbe Bewegung aus, unsere Fingerspitzen berührten sich, dabei wäre die Flasche beinahe aus dem Gleichgewicht geraten, wenn nicht die besonnene Tante rechtzeitig zugegriffen hätte. „Ich glaube, du hast wirklich einen Spitz, wenn das Ludwig —“ flüsterte die Frau Professor milde rügend und den Schluß verschluckend.

Wir lachten und schwagten weiter, und es stellte sich heraus, daß die Tante noch gar nicht so schlafbedürftig war, wie es vorhin den Anschein hatte. Wer die Kosten der Unterhaltung befrüht, ließe sich schwerlich feststellen; dabei verfloß die Zeit ganz unbemerkt, und es war uns sogar entgangen, daß es unterdessen im Saal recht still geworden war; nur drei Statistiker und ein paar verspätet angekommene Touristen hatten sich noch behauptet, fast alle anderen hatten nach diesem trüben Tag ihren Mißmut zu Bett gebracht. Da geschah es denn auch, daß die Tante aus dem Gürtel ihres Lodenkleides eine kleine goldene Uhr hervorzog: „Kind, es ist zehn Uhr, die höchste Zeit, komm!“ Sie hatte das Aufbruchssignal gegeben. Wir erhoben uns. Die beiden Damen nahmen ihre Tücher und eine unberührt gebliebene Handarbeit zusammen, dann reichten wir uns die Hände. „Gute Nacht!“ — „Es war mir sehr angenehm!“ — „Ganz unjenerzeit.“ — „Auf Wieder-

sehen!“ fügte ich zaghaft hinzu. Sie schritten der Ausgangstür zu, ich blickte nach, in der Hoffnung, daß die reizende Brockenhexe sich vielleicht noch zufällig einmal umsehen könnte, aber sie that es nicht.

„Haben Sie die beiden Damen gesehen?“ sagte ich zu dem großen Hausknecht, der eben sein Abendbrot beendete hatte und laudend aus dem Winkel hervortrat, den geleerten Teller und Eßgerät in der Hand. „Morgen früh, wenn die Damen aufgestanden sind, wecken Sie mich. Sie kennen mich doch, ich wohne seit gestern im Haus.“ Der also Angeredete gab mir ein: „Wie werde ich Sie denn nicht kennen?“ zurück, nickte und tappete nach der Küche.

Als ich die Flasche vollends geleert hatte, brach ich auf. Wahrscheinlich hatte der Maler meine Habseligkeiten eigenhändig nach Nummer 64 gebracht, es lag wenigstens alles in genialer „malerischer Unordnung“ umher, wie vom Zufall ausgeleert. Da mir die besonderen zufälligen Verhältnisse des Hauses bereits bekannt waren, die einfachen, dunklen Bretterwände lassen rechts und links, oben und unten das geringste Geräusch bereits schlief, besleigigte ich mich größter Stille. Ein paarmal waren von nebenan Geräusche herübergedrungen, die ich aber nicht beachtete; plötzlich horchte ich auf. War das nicht die Stimme der Tante und das niedliche Leipzigerisch der süßen Nichte? Natürlich, sie waren, ohne daß ich es geahnt hatte, meine Nachbarn; sie hatten Zimmer Nr. 63, ich Nr. 62, der Maler schlummerte in der Zelle Nr. 64. Nach jener wichtigen Entdeckung sah ich mich zur äußersten Aufmerksamkeit veranlaßt, ich schlich nur noch in meiner Koje umher. Meine Nachbarinnen hatten sich, aller Wahrscheinlichkeit nach, bereits zur Ruhe begeben; sie sprachen aber noch vor dem Einschlafen. Rede und Gegenrede erfolgten in größeren Intervallen, dann gähnte die Tante, ja das war bestimmt die Tante, so gähnten Damen erst in einem gewissen Alter. Ich hatte lautlos mein Lager aufgesucht und lag, in den dichten Nebel hinausstarrend, „auf dem Anstand“, als ich plötzlich die wohlbekannte jugendliche Stimme hörte: „Ich finde ihn sehr nett.“

Der Ausspruch elektrifizierte mich, ich richtete meinen Kopf aus den Kissen auf, damit beide Ohren ihre Schuldigkeit thun könnten.

„Jedenfalls ist er viel netter, als sein Freund, der Maler,“ gab die Tante nach einer Weile zurück.

Die Nichte sicherte, dann sagte sie: „O Gott, o Gott, ist das ein schrecklicher Mensch, wie der aussieht! Denke dir, daß man so einen Menschen zum Mann haben kann, ist das nicht entsetzlich?“

„Brr!“ machte die Tante.

„Aber der Doktor gefällt mir, er hat so etwas von Ludwig, das heißt: Ludwig ist vielleicht schöner, aber darauf kommt's bei einem Mann nicht an.“

Ich wagte nicht zu atmen, und ich legte die Hand auf mein Herz, denn ich fürchtete, man würde kein Kochen hören, aufgerichtet saß ich im Bette, alle Sinne anspannend, um keine Silbe von den Geständnissen zu verlernen, die mich mit betäubender Glückseligkeit erfüllten. Die Tante fing wieder an: „Die Schönheit drückt den Maler nicht!“

Die arme Dame schien schwer an meinem Freund zu leiden, sie seufzte noch ein paarmal tief, die liebe Stimme aber sagte nichts mehr zu meinem Lob, es war ganz still geworden nebenan.

Bis nach Mitternacht blieb ich wach, mit offenen Augen und spähenden Ohren, bis ich meinen Gehörsinn so geschärft hatte, daß ich die jugendlichen Atemzüge und das leise Schnarchen der Tante, zu einem harmonischen Traumbuett vereinigt, ganz deutlich vernahm. Jetzt konnte ich mir die unvergesslichen Worte wiederholen, sie hatten sich in mein Selbstgefühl so fest eingegraben, sie hatte mich „nett“ gefunden und „liebenswert“, ich hatte etwas von Ludwig — was für ein Ludwig konnte das sein, und was hatte ich denn von ihm?

Aber über die trübsten, sowie über die seligsten Gedanken schlüft man zuletzt ein. Es wäre eine Lüge, wenn ich erzählen würde, daß mir im Schlaf ein liebes Frauenantlitz im goldenen Rahmen, blonden Kraushaaren und mit den weißen Händen einer Madonna erschienen ist; ich träumte das wirrste und profanste Zeug, genau wie sonst.

Als ich am andern Morgen erwachte, lag ein breiter Sonnenstreif im Zimmer. Es war acht Uhr, aber ich wagte nicht, mich zu erheben. Nebenan war es noch ganz still, auf dem Korridor wurde wohl hin- und hergelaufen, und man hörte draußen sprechen, aber deshalb konnte mir doch kein Wort meiner Nachbarinnen verloren gehen.

Sie schliefen jedenfalls noch. Der Hausknecht hatte ja auch den Auftrag, mich zu wecken, ich konnte also ganz beruhigt liegen bleiben. Ja, mußte ich nicht? Das unvermeidliche Geräusch des Toilettensprechens hätte sie geweckt, und das wäre ebenso rücksichtslos wie unklug gewesen, wenn die schöne Nachbarin beim Erwachen da anklopfen wollte, wo sie am Abend aufgehört, davon durfte kein Wort aufs Spiel gesetzt werden.

In gespannter Erwartung verblieb ich auf meinem Lager, um meine Nachbarinnen, die jeden Augenblick erwachen konnten, in Sicherheit zu wiegen; aber es verging eine volle Stunde und noch eine. Zehn Uhr! Meine Unruhe wuchs. Ueberdies ist es wirklich nicht jebermanns Sache, einen heißen Sommervormittag, mitten in der herrlichsten Natur, wachend im Bett zu verbringen und noch dazu nicht im weichen aller Betten.

(Schluß folgt.)

Mittagsrast in der Fernhütte.

(Zu dem Bilde von Defregger.)

„In echter Defregger!“ Das ist der erste Gedanke des Beschauenden vor diesem köstlichen Bilde, „ein echter und gerechter Defregger!“ In der That, wie in wenigen anderen ist hier die ganze Fülle Defreggerscher Vorzüge und Besonderheiten vereinigt: die lebensvolle, wahrhaft sprechende Handlung, die technisch vollendete Zeichnung, eine wunderbare Mannigfaltigkeit des Ausdrucks in Haltung, Tracht und Miene der dargestellten Personen und jener köstliche Humor, der wie

Sonnenglanz über dem Ganzen liegt. Die Situation ist vorzüglich erfährt. In einer Eenhütte haben sich Holzschläger und Knechte zusammengefunden und pflegen bei einem Glase Herzkraft der Ruhe nach der Arbeit: alles kräftige Gestalten von verschiedenem Lebensalter und großer Mannigfaltigkeit der Persönlichkeit — echte Tiroler Typen, von überzeugender Lebenswahrheit.

Da öffnet sich die Hüttenthür, und hinein tritt zu den kräftigen Naturmenschen die modische Kultur in Gestalt einer jungen aufgeputzten Dame, die den Kreis von Männern mit neugieriger Unverschämtheit lorgnettiert, begleitet von einem halbwüchsigen Knaben in eleganter Touristenkleidung, der gleichfalls sehr unbekümmert dreinschaut, und gefolgt von einem alten Herrn, dem es auf dem feinen guten Gesicht geschwieben steht, daß er nicht der Herr im Hause ist! — Die Wirkung ihrer Erscheinung in der Hütte spiegelt sich in den Mienen der Holzschläger in mannigfacher, unvergleichlich charakteristischer Weise ab: man wird nicht müde, das meisterhafte Bild anzuschauen! Natürlich! Ist es doch „ein echter Defregger!“

Unsere Würzen und Genußmittel.

Nachdruck verboten.

Was ist süßer denn Honig?

Die Beantwortung dieser Frage lautet heute nicht mehr wie noch vor wenigen Jahren ausschließlich zu Gunsten des Zuckers, sondern eines anderen Körpers, der infolge seiner ganz außerordentlichen Süßigkeit den Zucker weit überflügelt hat. Im Jahre 1884 entdeckte der Chemiker Fahlberg einen Stoff, den er wegen seiner Süßigkeit in Anlehnung an das Wort Saccharum (Zucker) Saccharin nannte. Er ließ sich die Herstellung dieses Stoffes patentieren und die Fabrik von Fahlberg, Dist u. Comp. in Salbte an der Elbe bringt seitdem das Produkt als Versüßungsmittel und Ersatzmittel für Zucker in den Handel. Der Stoff erregte naturgemäß die größte Aufmerksamkeit, und in den Kreisen der Fachleute entspannen sich bald lebhaft Debatten für und wider das Saccharin, durch welche die Eigenschaften des neuen Stoffes klargelegt wurden; die festgestellten Thatsachen wollen wir im folgenden kurz betrachten.

Der neue Süßstoff Saccharin, der in der Chemie den dem Laien ungeheuerlich klingenden Namen Anhydroortho-sulfaminbenzoesäure trägt, ist ein weißes kristallinisches Pulver. Am besten löslich in Alkohol, läßt es sich ziemlich leicht in kochendem Wasser lösen, weniger gut in kaltem Wasser, aber selbst in diesem noch in hinreichender Menge, da schon ganz schwache Lösungen einen intensiv süßen Geschmack haben. Die Fabrik giebt folgende Vorschrift zur Herstellung einer Saccharinlösung: „Man bringe in einem Liter destilliertes Wasser 10 Gramm Saccharin und 5 Gramm doppeltkohlensaures Natron und erhitze die Flüssigkeit unter fortwährendem Umrühren so lange, bis sich alles gelöst hat.“ Die Süßkraft dieses Liters, bezw. der darin enthaltenen 10 Gramm Saccharins, ist dieselbe wie die von 3000 Gramm oder 6 Pfund des besten Rohrzuckers, das Saccharin ist also 300mal so süß als Zucker. Der Geschmack des verdünnten reinen Saccharins ist ein intensiv zucker-süßer mit einem ganz leichten Nachgeschmack, der an bittere Mandeln erinnert.

Seitens der Fabrikanten wurden Untersuchungen angeregt über die Wirkungen des Saccharins auf den menschlichen Körper, wobei sich herausstellte, daß es, in geringen Mengen genossen, unschädlich war; es wurde behauptet, ein Mensch könne ohne Schaden täglich bis zu 10 Gramm zu sich nehmen, und thätlich nahm ein Mann ohne Schaden in 43 Tagen 155 Gramm ein. Hieraus wurde die Unschädlichkeit des Stoffes gefolgert und derselbe nicht nur zu Arzneien, sondern auch zur Versüßung der Speisen, des Brotes und Gebäckes und zum Einmachen und Einkochen von Früchten und Fruchtjäften überall angepriesen. Obgleich nun das Saccharin in der Pharmacie schon vielfach verwandt wird, da es nebenbei noch antiseptische, d. h. säulnischindernde Eigenschaften besitzt, so haben doch nähere Untersuchungen, die in der Folgezeit von zahlreichen Chemikern angestellt wurden, es sehr zweifelhaft gemacht, ob das Saccharin als Genußmittel verwendet und an die Stelle des Zuckers treten darf. Nahrungsmittel ist es von vornherein nicht, da es nicht im Magen aufgelöst, sondern unverdaut vom Körper wieder ausgeschieden wird. Auch als Genußmittel wird es wenig anzupfehlen sein, da in manchen Fällen, wenn auch nicht sehr schädliche, so doch verdauungsstörende Eigenschaften dem neuen Zuckerstoff nachgewiesen worden sind. Schon bei 0,03prozentiger Lösung nimmt es dem Speichel seine für die Ernährung so wichtige Eigenschaft, Stärke in Zucker umzuwandeln; dann haben Versuche dargethan, daß die Auflösung des Eiweißes durch den Magensaft in Gegenwart von Saccharin sehr verzögert und verlangsamt wird, es dauerte dieser Prozeß, der sonst ziemlich schnell vor sich geht, einige Tage. Hieraus erhellt, daß das Saccharin doch den normalen Verlauf der Verdauung mehr beeinträchtigt und hindert, als anfänglich angenommen wurde, und es erscheint daher am geratensten, den neuen Süßstoff auch als Genußmittel nicht zu verwenden.

Im chemischen Centralblatt von 1889 wird eine Thatsache mitgeteilt, nach welcher man leicht das Saccharin von anderen Süßstoffen unterscheiden kann. Zahlreiche Versuche nämlich zeigten, daß Tiere, besonders Hunde und Katzen, einen unüberwindlichen Abscheu gegen Saccharin und alle mit diesem Stoffe durchsetzten Speisen hatten. Hunde und Katzen konnten nicht dazu gebracht werden, mit Saccharin gesüßte Nahrung zu sich zu nehmen, selbst Gewalt und langes Hungern brachte die Tiere nicht dazu, auch nur schwach gesüßte Speisen anzurühren. Ebenso verschmähen die sonst nach jeder Süßigkeit so lusternen Bienen das Saccharin vollständig.

Durch die Entdeckung des Saccharins ist also lediglich die Chemie um einen interessanten Stoff bereichert worden, die zuerst an diesen Stoff geknüpften Hoffnungen haben sich nicht erfüllt, denn wenn er auch der medizinischen Wissenschaft von Nutzen ist und thätlich viel zur Verwendung gelangt, so wird er aller Voraussicht nach doch niemals ein erfolgreicher Konkurrent des Zuckers werden, er wird nie in die Reihe der wichtigen und vielgebrauchten Würzen und Genußmittel treten, und wäre er tausendmal süßer denn Zucker und Honigseim.

Dr. Staby.

Bronze und ihre modernen Nachbildungen.

Nachdruck verboten.

Man hat sich heutigen Tages daran gewöhnt, jeden Gegenstand, der zur Ausschmückung unserer Wohnung dient, und der neben dem Metallglanz eine gelbe, rötliche oder graue Farbe besitzt, mit dem Namen Bronze zu bezeichnen, obgleich häufig nur der Name an wirkliche Bronze erinnert, jene Metalllegierung, die am längsten von den Kulturvölkern zu Herstellung der verschiedenartigsten Gebrauchs- und Kunstgegenstände verwendet worden ist.

Schon frühzeitig hatte man erkannt, daß eine Beimengung von Zinn nicht nur die rote Farbe des Kupfers verändert, sondern das-

selbe auch leichter schmelzbar, härter und politurfähiger macht. Während nun die antiken Bronzen, die noch heute durch ihre technische Vollendung, wie durch ihre Formenschönheit das Auge des Beschauers fesseln, frei von anderen Metallen sind, enthalten die modernen Bronzen Zusätze von Zinn und geringen Mengen Blei oder anderen Metallen, die einerseits ihre Politurfähigkeit erhöhen, andererseits Variationen in den Farbtönen ermöglichen: beispielsweise entsteht durch Zusatz von Aluminium zum Kupfer die beliebte goldähnliche Alumi-



1

niumbronze. Was den echten Bronzen dann noch einen besonderen Reiz verleiht, ist der prachtvolle grüne Ueberzug von Patina, den sie allmählich durch den Einfluß der Feuchtigkeit im Verein mit der Luft und der in ihr enthaltenen Kohlensäure erhalten.

Meist werden die Bronzen in Sand- oder Lehmformen gegossen, und zwar reichere Modelle in mehreren Stücken, die dann nachträglich zusammengesetzt werden. Da hierbei viel Nacharbeit durch den Eiseler erforderlich ist, so hat man auch Wachsmodelle hergestellt, welche mit der breiigen Formmasse eingegossen und nachher ausgeschmolzen werden; zwar geht bei dieser Technik der Wachs aus, doch wird dieser Nachteil reichlich dadurch wettgemacht, daß der Guß so scharf wird,

daß die Eiselerung fast gänzlich fortfällt.

Die echte Bronze wird in neuerer Zeit durch Imitationen in Zinn und Eisen fast ersetzt. Das kostspielige Rohmaterial und die mühsame Arbeit des Eiselers, der in das rohe Gußstück erst all die Feinheiten hineinarbeitet, die uns an den echten Bronzen so sehr entzücken, bedingen naturgemäß einen Preis, der nur von den Wohlhabenden zu erschwingen ist. Deshalb ist es eine erfreuliche Thatsache, daß es der neuen Technik gelungen ist, künstlerisch geformte Gegenstände zum Schmuck unserer Wohnungen, wie zum täglichen Gebrauch, auch weniger bemittelten Kreisen zugänglich zu machen.

Die Anwendung von Zinn und Eisen gründet sich darauf, daß diese beiden Metalle die schärfsten Güsse geben, eine Nacharbeit also unnötig ist — und daß der Preis des Rohmaterials gegenüber der Bronze sehr gering ist. Die fertigen Guß-

stücke werden dann bronziert, und zwar hat man es in der Hand, seit man die vorzüglichen Lacke Japans kennen gelernt hat, ihnen Farbentöne zu geben, die sie von den echten Bronzen schwer unterscheiden lassen; ebenso ist es gelungen, den so hoch geschätzten Patinabezug derselben nachzuahmen.

Was schließlich die bronzeähnlichen Sachen, durch einen Anstrich von Holz, Gips, Steinpappe und dergleichen mit einem Metallpulver hergestellt, anbetrifft, so möchte man wünschen, daß diese Notbehelfe allmählich wieder aus unseren Räumen schwinden und daß man daran geht, sie durch Zinn- und Eisengüsse zu ersetzen. Mit einem Surrogat, welches, wenn auch minderwertig, doch noch immer gleicher Art, hier also Metall ist, kann man wohl sich befreunden, aber das Surrogat der Surrogate wird zum bettelhaftesten Behelf.

Abgesehen hiervon, vermag man auch durch solche Anstriche jene reizvollen Töne von Goldgelb durch Rot bis zum satten Grün, durch welche die Bronze und ihre Nachbildungen in Zinn und Eisen sich auszeichnen, nie zu erzielen; Töne, die mit den Farben harmonieren, welche wir gewöhnlich in unseren Wohnungen finden, zumal bei der jetzt herrschenden Vorliebe für stumpfe Töne.

Zum Schluß sei auf einige Erzeugnisse der neuen Technik hingewiesen, mit der namentlich in Berlin die schönsten Erfolge erzielt sind, und die jetzt wirkungsvoll mit der französischen Wettseifert, welche noch bis vor kurzem den Weltmarkt beherrschte.

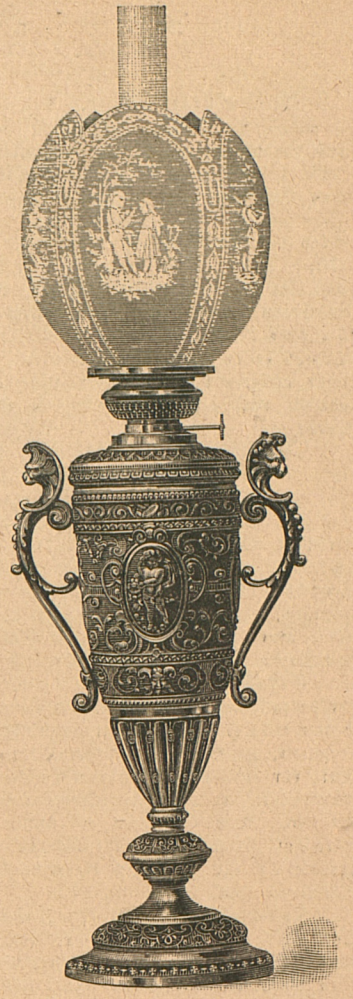
Die Originale unserer Abbildungen stammen aus der rühmlichst bekannten kunstgewerblichen Anstalt von Schaffer und Walcker zu Berlin. Die Figuren 1 und 2 sind in galvanisierendem Zinnguß hergestellt und durchaus tadellos in der Ausführung. Beide zeigen edle Renaissanceformen und strenge Gliederung im Aufbau, auch ist jede Ueberladung, die uns häufig so unangenehm an untergeordneten Erzeugnissen dieser Gattung anfällt, vermieden. Aus der sehr großen Anzahl figürlicher Darstellungen in Zinnguß wählen wir den in Figur 3 dargestellten Amor. Derselbe ist ein Glied des berühmten Amorettenkranzes von Professor Schwabe in München, und wir können nur hervorheben, daß alle Feinheiten des Modells in vorzüglicher Weise zum Ausdruck gebracht sind; dieser



3

Umstand, verbunden mit den drolligen Gesten der reizvollen Figürchen, ist es denn auch, der sie die Vorliebe der Damen finden läßt. Daß aber nicht nur die in Zinnguß hergestellten Gegenstände mit den französischen Erzeugnissen wetteifern, zeigen uns die in der erwähnten Anstalt in überraschender Fülle vorhandenen echten Bronzen. Das von uns abgebildete „Mädchen mit Tauben“ von Professor Eberlein (Fig. 4), sowie das Katzenmädchen von Wägner (Fig. 5) sind in so meisterhafter Weise ausgeführt, daß sie den besten Erzeugnissen der französischen Bronzetechnik würdig zur Seite stehen.

Dr. B.



2



5



4

Feine Küche.

Alle Rezepte für je 12 Personen bestimmt.

Mecklenburger Suppe. 4 Zwiebeln schneidet man fein, schält 9 mittelgroße Gurken, schneidet sie in dünne Scheiben und nimmt aus Salatköpfen die Herzen und gelben Blätter heraus; dies alles, sowie 1 Liter junge Erbsenerne legt man in eine Kasserolle, in der man 225—280 Gr. frische Butter zum Kochen brachte, fügt eine Prise weißen Pfeffer, etwas Muskatnuss, gestoßenen Ingwer, Salz, etwas Petersilie, Pimpinelle, Kerbel, Pfeffermünz oder frische Majoranblätter, dies alles mit einigen grünen Salatblättern feingehackt, hinzu und läßt es 1 1/2 Stunden lang schwenken, es darf aber durchaus nicht anbrennen; man thut gut, eine irdene Kasserolle zu nehmen. In 3/4 Liter Wasser kocht man 2 Liter große Erbsen mit 2 Hände voll Spinatblättern weich, treibt sie durch ein Sieb, verdünnt dies Püree, wenn nötig, mit etwas Wasser, zieht die Brühe mit 5 Eidottern ab, schmeckt nach dem Salz, fügt das Gemüse hinzu und richtet die Suppe an.

Omelette mit Kalbsnieren. 2 frische Kalbsnieren schneidet man in Scheiben, legt sie in etwas Butter und dämpft sie weich; sind die Nieren gar zu fett, so entfernt man vor dem Dämpfen etwas von dem Fett und haßt die Nieren gröblich. Mit 4 Eßlöffeln Milch zerquirlt man 12 Eier, fügt Salz, eine Prise Pfeffer, gehackte Kräuter (Petersilie, Schnittlauch und eine Schalotte) und Nieren hinzu; das Quantum reicht für 4 Omeletten. In einer Pfanne läßt man Butter zergehen, giebt von der Masse hinein, läßt die Omelette auf einer Seite braun werden, klappt oder rollt sie zusammen und fährt fort mit Backen, während man die Omelette warm stellt.

Gebäckene Seezungen. Die Seezungen werden enthäutet, die Gräten ausgeklopft und das Fleisch in schöne gleiche Stücke geschnitten; diese werden mit Del und etwas Citronensaft beträufelt, mit gehackter Petersilie, Schalotte, Pfeffer und Salz bestreut, dann eine Stunde zur Seite gestellt. Kurz vor dem Anrichten werden die Seezungenschnitte mit einem Tuche abgetrocknet, in Mehl umgewendet und schwimmend in heißem Fett gebacken. Beim Garnieren auf heißen Platten erhaben angerichtet, wird auf jede Schnitte eine Citronenscheibe, auf diese eine zusammengerollte Sardelle gelegt, in die man Kapern thut. Man giebt Tomatenauce dazu.

Tomatenauce. 18—20 Tomaten werden halbiert, und der Saft wird ausgepreßt. 125 Gr. Butter läßt man zergehen, fügt etwas Salz, eine Prise weißen Pfeffer, eine kleine Schalotte, ein Lorbeerblatt hinzu, legt die Früchte hinein und läßt sie weich dämpfen, giebt nun 1/2 Liter Fleischbrühe, 1 1/2 Theelöffel Fleischextrakt dazu und läßt alles 30 Minuten kochen, streicht die Sauce durch ein feines Sieb, fügt, wenn man die Sauce sämiger wünscht, etwas Kartoffel- oder Weizenmehl hinzu und schäuft sie nach Geschmack mit Citronensaft.

Gratin von Kalbsmilch. Man blanchiert 6—7 Stück schöne Kalbsmilch, schneidet sie, wenn sie recht weich und abgekühlt sind, in dünne Scheibchen, haßt dann Champignons, einige Trüffel, Schalotten, Petersilie fein. In einer Kasserolle läßt man Butter heiß werden, legt die Kalbsmilch hinein, bestreut sie mit dem nötigen Salz und dem Gehackten, von jedem Teil einen aufgeschauften Theelöffel voll, und dämpft auf schwachem Feuer unter öfterem Schwenken die Kalbsmilch 1/2 Stunde. Das Ganze, vorzüglich die Kräuter, dürfen keine Farbe annehmen. Unterdessen bereitet man nach früherer Vorschrift von 250 Gr. Kalbfleisch, 200 Gr. Rindfleisch, 125 Gr. Schweinefleisch, alles fein gehackt, mit 100 Gr. Semmelkrumen, 6 Eiern, einer feinschnittlichen, in Butter geschwitzigen Schalotte, etwas Muskatnuss und Salz eine schmackhafte Farce nach Vorschrift vom November 1884. Eine starke, flache Schüssel bestreicht man mit Butter, legt von einem Teil der Farce ringsum einen Rand, auf diesen von den Kalbsmilch-scheiben mit Kräutern, darauf streicht man wieder von der Farce, sodas ein 5—6 Cent. hoher Rand hergestellt wird. In die Mitte des Randes legt man eine große oder so viel kleine Semmelscheiben, das das Innere der Schüssel bedeckt ist, den Rest der Kalbsmilch-scheiben legt man darauf, auf jede ein dünnes Stückchen Speck und über das Ganze eine mit Butter bestrichene Papierscheibe. 1/2 Stunde vor dem Anrichten stellt man die Schüssel in den nicht zu heißen Ofen und läßt das Gratin gar backen. Nach Rezept Nr. 5 vom Juli 1879 bereitet man ein Krebsragout, beim Anrichten entfernt man das Papier, nimmt das Brot heraus, entfernt auch das Fett und legt in die Mitte das Ragout.

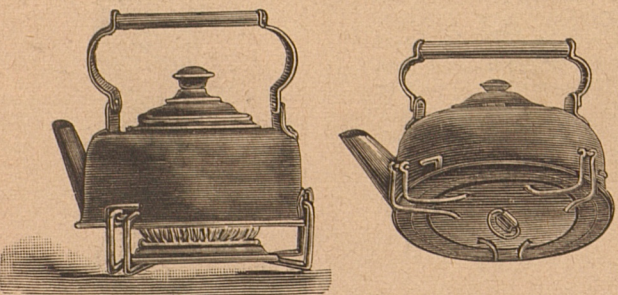
Matronenaufbau. 150 Gr. halb bittere, halb süße Matronen zerfährt man, zerquirlt sie mit 150 Gr. feinem Mehl, 4 Eßlöffeln voll süßem Rahm und 1/2 Liter Milch. In einer Kasserolle läßt man 125 Gr. frische Butter zergehen, giebt das Gequirlte hinein, rührt es auf dem Feuer zu einem dicken Brei, hebt ihn vom Feuer und rührt ihn bis zum Erstalten. Nun fügt man 150 Gr. süße, 12 bittere, geschälte, feingeriebene Mandeln, 150 Gr. mit einer Schote Vanille gestoßenen Zucker, 18 Eidotter und 1 Prise Salz dazu; es ist gut, die ersten Eidotter einzeln, die übrigen dann immer zu zweien hindurchzurühren. Nachdem man den Schnee der 18 Eier leicht hindurchzührt, füllt man die Masse in 2 dickgebutterte Porzellanauflauf-formen, bäckt den Auflauf bei mäßiger Hitze 1/2 Stunden und giebt ihn dann in den mit Servietten umschlungenen Formen zu Tisch.

Wirtschaftsplaudereien.

Reisegeräte.

Die nebenstehenden Abbildungen veranschaulichen 3 kleine Gegenstände, deren Erwähnung zur bevorstehenden Reisezeit sicher vielen unserer Leserinnen willkommen sein wird.

Fig. 1 und 2 zeigen einen neuen Thekeffell mit Spirituslampe, der eigens für den Gebrauch auf der Reise hergestellt ist. Die Lampe wird durch



3 Federn am Kessel festgehalten und füllt, wenn der Apparat nicht benutzt wird, die in den Boden des Kessels gestanzte Höhlung aus, wodurch der Umfang des Gerätes wesentlich verringert wird. Die Lampe besteht, ähnlich wie bei vielen Reisefochern, aus einem flachen, mit Watte gefüllten und durch

ein Drahtnetz bedeckten Brenner, welcher nur so viel Spiritus aufnimmt, als die Watte einlaugt, weshalb Unglücksfälle, welche durch Umfallen der Spiritus-lampen oder Ausgießen ihres Inhalts entstehen, hierbei nicht stattfinden können. Behufs Füllung läßt sich die Lampe mit Leichtigkeit durch einfaches Seitwärtsbiegen der Federn vom Kessel entfernen. Wenn der Apparat gebraucht werden soll, wird die Lampe mittelst des am Boden desselben befindlichen Ringes hervorgezogen. Der neue Thekeffell mit Lampe für die Reise ist aus starkem Weißblech gefertigt und hält etwas mehr als 1/2 Liter; der Preis desselben beträgt 1.75 Mark, bei portofreier Zusendung innerhalb des deutsch-österreichischen Postverbandes 2.25 Mark.

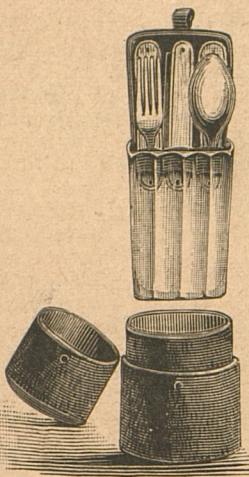


Fig. 3. Neues Reise-Accessoire. Dasselbe besteht aus einem starken geschliffenen Trinkglase, in dem Messer, Gabel, Löffel und Propenziehler ihren Platz finden und welches, zum Schutze vor Beschädigungen, in ein Futteral aus schwarzem Leder gesteckt wird. Das Reise-Accessoire kostet mit dreiteiligem Besteck (Messer, Gabel und Löffel) 8.50 Mark, mit zweiteiligem Besteck ohne den Löffel 7 Mark.

P und S gezeichnete Hülsen verschlossen. Unter diesen Hülsen befinden sich durchlöchernte, abzuschraubende Platten, aus denen wie bei jedem Salzstreuer die Würze herausfällt und welche beim Füllen der Abteilungen mit Leichtigkeit herausgenommen werden können. Das kleine Gerät ist aus vernickeltem



Metall hergestellt und kostet 1.75 Mark, bei portofreier Zusendung innerhalb des deutsch-österreichischen Postverbandes 2.25 Mark.

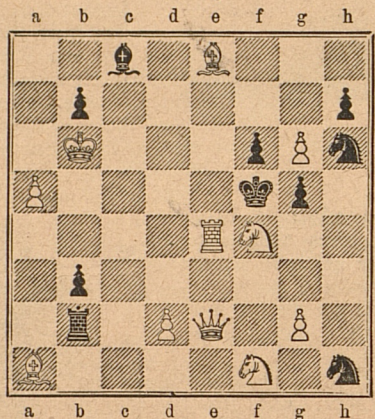
Bezugsquelle für die oben beschriebenen Gegenstände für die Reise ist das Magazin des Kgl. Postl. E. Cohn, Berlin SW., Leipziger Str. 88.

Schach.

Aufgabe Nr. 269.

Von B. G. Lavis.

Erster Preis in einem der letzten englischen Schachturniere.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 267 Seite 220.

Weiß.

1. D a 6 — e 2.

Schwarz.

1. Beliebig.

Weiß.

2 D. T. S. oder L.

matt.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 120.

Eine Damengesellschaft wollte für einen wohltätigen Zweck 75 Thaler verwenden.

Wenn der Beitrag jeder Dame um 12 Groschen geringer war als die Anzahl sämtlicher Damen, dann überstieg der gesammelte kleine Fonds die Summe der 75 Thaler um 18 Groschen.

Aus wievielen Damen bestand die Gesellschaft?

Rätsel.

Ein Fräulein gab am fernem Strande Einst einem würd'gen Herrn die Hand, Den hoch man hielt im ganzen Lande, Der überall in Ehren stand.

Allein der Bund, den sie geschlossen, Gereichte nicht der Welt zum Heil; Denn leider ist ihm nichts entsprossen, Als seines Waters Gegenteil.

Erich Fabian.

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 118 Seite 220.

Die Dame hatte zehn Tischdecken gekauft. Zur Erläuterung sei bemerkt, daß eine arithmetische Reihe vorliegt. Um diese zu berechnen, addiert man das erste und letzte Glied. Die Summe multipliziert man mit der halben Anzahl der Glieder. Hier ergiebt sich nun die leicht zu lösende Gleichung zweiten Grades:

$$3x^2 + 3x = 330$$

$$6x + 3 = 63$$

$$x = 10.$$

Auflösung des Rebus Seite 220. Essenzfabrik.

Korrespondenz.

An verschiedene Abonnenten. Von dem prächtigen Gemälde Karl Beckers: „Lachende Erben“ (Bazar Nr. 22) sind Photographien in verschiedenen Formaten im Verlage der „Photographischen Gesellschaft“ zu Berlin, mit deren Erlaubnis wir die treffliche Holzschneid-Reproduktion brachten, erschienen.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „Juli“.

Fig. 1. Kleid aus Crèpestoff und Spitze. Der Rock aus hellblauem Taffet ist am unteren Rande auf der Außenseite mit einem 7 Cent. breiten plüschigen Volant, sowie innen mit einer 13 Cent. breiten ausge schlagenen Frisur von gleichem Stoff verziert und außerdem auf ersterer mit einer 16 Cent. breiten Frisur von Wollencrèpe ausgefattet; hinten hat man den Rock, 30 Cent. weit vom oberen Rande entfernt, mit einem Zug versehen, durch den Bänder geleitet werden. Der Rock ist vorn an der rechten Seite mit einem 88 Cent. breiten Teil von Crèpe garniert, den man am unteren Rande bis auf 60 Cent. Breite eingereicht und 7 Cent. weit vom unteren Rande des Rockes entfernt, derartig auf demselben befestigt hat, daß sich eine überfallende Kuffe bildet; oben ist derselbe, bis 14 Cent. weit vom hinteren und 18 Cent. weit vom vorderen Seitenrande entfernt, in vier dicht aufeinander liegende, nach vorn gefehrte Falten gelegt. — Die mit Seidenfutter versehene kurze Taille des Ueberkleides, deren hinterer Teil, wie ersichtlich, mit 23 Cent. breiter schwarzer Spitze verziert ist, wird, dem rechten Vorderteil übertretend, an der Seitennaht aufgesteckt; oben find die Vorderteile, wie die Abb. zeigt, mit 3 1/2 Cent. breiten blendartigen Stoffstreifen verziert. Dem Schoß der Taille hat man die unteren Falteile des Ueberkleides aufgesetzt; dieselben bestehen aus einem vorn 106, hinten 232 Cent. weiten Teil aus Crèpe, die an den Seiten, wie ersichtlich, mit 23 Cent. breiter schwarzer Spitze garniert, an der rechten Seite auseinanderziehen, wodurch die Rodgarnitur sichtbar wird; die Seiten- und Rückenteile der Taille sind, wie die Rückansicht zeigt, sädchenartig mit schwarzer Spitze verziert. Die oben sehr bauschigen Aermel hat man dasselbst mit eingereicht, unten mit glatter Spitze garniert und das Kleid mit Hals und Hosen geschlossen. Ein Stehragen aus Spitze und Crèpe, der hinten mit einer Spitzenschleife verziert wird, vervollständigt das Ueberkleid.



man dasselbst mit eingereicht, unten mit glatter Spitze garniert und das Kleid mit Hals und Hosen geschlossen. Ein Stehragen aus Spitze und Crèpe, der hinten mit einer Spitzenschleife verziert wird, vervollständigt das Ueberkleid.

Fig. 2. Kleid aus Seidenreps. Das Kleid ist aus einfarbigem, sowie aus gestreiftem Seidenstoff zusammengeleht; zunächst stellt man den Rock 220 Cent. weit aus Taffet her, begrenzt ihn am unteren Rande mit einer 8 Cent. breiten gleichen Plüschfrisur, verziert ihn hinten, 25 Cent. weit von oben entfernt, mit einem Zug und 34 Cent. unterhalb desselben mit Bändern, die zum Zurückbinden dienen. Die Garnitur des Rockes besteht aus einem 340 Cent. weiten, vorn 25, hinten 13 Cent. hohen eingereichten Volant von einfarbigem Seidenreps, sowie vorn aus einem Garniturteil von gestreiftem gleichen Stoff, der 136 Cent. weit, etwa 126 Cent. lang, an den Seiten vom unteren nach dem oberen Rande hin, 13 Cent. breit abgestragt und am unteren Rande, von den Seiten nach der Mitte hin, etwa 6 Cent. hoch ausgerundet ist; in der vorderen Mitte hat man den Teil vom unteren Rande aus mit einem 34 Cent. langen Einschnitt versehen und dasselbst mit einem Schleifenbüschel aus 16 Cent. breitem Seidenband verziert. Wie die Abbildung zeigt, garniert man den Teil an beiden Seiten mit 13 Cent. breitem, mit Seidenband durchzogenem Einsatz von Spachtelstickerei, schneidet unterhalb desselben den Stoff fort, ordnet den Teil oben an den Seiten in einige aufwärts gefehrte Falten und bringt ihn auf dem Rock an, wobei derselbe am oberen Rande etwas einzuhalten ist. An den Seiten schließt sich dem vorderen Teil je ein 56 Cent. breiter Teil aus einfarbigem Seidenreps an, die oben je bis auf 5 Cent. Breite in nach vorn gefehrte, dicht aufeinanderliegende Falten geordnet sind und hinten durch einen 93 Cent. weiten Teil aus gestreiftem Stoff verbunden werden, der mit einem 27 Cent. langen Schlitz in der Mitte versehen und am oberen Rande bis auf 10 Cent. Breite eingereicht, dem Rock verfürzt aufgenäht ist. Beim Tragen des Kleides wird der hintere Teil, wie auf der Rückansicht ersichtlich, über dem Schoß der Taille getragen; hierzu läßt man zwischen Seiten- und Rückenteilen der letzteren einen kleinen Schlitz stehen. Die mit Hals und Hosen geschlossene Taille ist vorn lagartig mit gefalteten gestreiftem Stoff bekleidet, dem sich die einfarbigen Vorderteile anschließen, welche mit Band durchzogener Einsatz ziert; die Seiten- und Rückenteile der Taille sind aus gestreiftem, die oben stark eingereichten Aermel aus einfarbigem Stoff gefertigt; letztere, sowie den Tragen hat man mit Einsatz verziert.



Bezugsquelle der Modelle: Berlin, Mode-Bazar Gerson u. Comp., Fig. 1; Bonwitz u. Littauer, Behrenstr. 26a, Fig. 2.

Abonnements

auf das dritte Quartal (Juli, August, September) werden jederzeit von allen Postanstalten und Buchhandlungen zum

Preise von 2 1/2 Mark

(in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. exkl. Stempel)

angenommen. Neu hinzutretende Abonnenten erhalten die im laufenden Quartale bereits erschienenen Nummern zu jeder Zeit nachgeliefert.

Die Administration.